

KREUZKÖLLN SUPERPROVISORIUM

EIN ROMAN VON JULIANE BEER

michason & may

KREUZKÖLN

SUPERPROVISORIUM

EIN ROMAN VON JULIANE BEER

michason & may

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Michason & May Verlagsgesellschaft
UG (haftungsbeschränkt)
Frankfurt am Main, 2013
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: www.litRAUM.de

Druck: *Print Group Sp. z o.o.*

ISBN: 978-3-86286-032-6
Originalausgabe

Weitere Informationen finden Sie auch unter:
www.michasonundmay.de

KREUZKÖLLN

Der Reuterkiez, umgangssprachlich auch *Kreuzkölln* genannt, ist ein Gebiet im Berliner Ortsteil Neukölln des gleichnamigen Bezirks ... Als positives wie auch negatives Zeichen der Veränderungen im Kiez kann die Bezeichnung *Kreuzkölln*, ein Kofferwort aus *Kreuzberg* und *Neukölln*, gesehen werden.

SUPERPROVISORIUM

Im juristischen Sprachgebrauch wird eine ohne Anhörung der Gegenpartei erlassene vorsorgliche Maßnahme als *Superprovisorium* bezeichnet. Das rechtliche Gehör wird in diesen Fällen erst nachträglich gewährt.

Jeweils nach Wikipedia

§ 1

Die alten Punks haben in jungen Jahren das Haus ihrer Eltern nicht verlassen, um in ein von denen finanziertes und saniertes Eigenheim zu ziehen.

Sie sind einfach abgehauen, um nichts anderes ging es. Zu zweit, manchmal sogar zu dritt haben sie sich in Einzimmerwohnungen mit Ofenheizung einquartiert oder in besetzten Häusern, ohne Geld zumeist, nur frei atmen wollten sie. Die Zeit? Das Westberlin der 1980er Jahre.

Sam und Marlon lernten sich kennen im besetzten Haus Bülowstraße 10, wo sie von da an ein Zimmer, riesig wie eine Bahnhofswartehalle, belegten.

Die Decke war so hoch, dass selbst eine Baustellenleiter nur gerade eben reichte, wollte man die Glühbirne wechseln.

Um den Aufstieg von zweihundert Fledermäusen, dem Wappentier des Postpunk, zu vollenden stand Sam mit Pinsel und Farbeimern eine Nacht lang auf der obersten Leitersprosse, erleichtert, dass die Tiere kurz vor dem Ziel zur Besinnung kamen, Halt machten und sich ein Plätzchen zum Abhängen suchten.

Die Echoortung hatte ihnen offenbar sowohl das letzte Hindernis vor dem Gipfel angezeigt, als auch zu verstehen gegeben, dass selbst wenn sie das Unmögliche schafften, nämlich die Zimmerdecke zu durchstoßen, darüber lediglich das Krematorium, der Schornstein auf sie wartete.

Ansonsten traf man Sam abends meist in der Gemeinschaftsküche, wo sie sich eine Thermoskanne voll Pfeffer-

minztee zubereitete. Jeden Abend, bevor sie ins Bett kroch, die gleiche Prozedur.

Um sie herum Gewerke und Gebell, *Dead Kennedys*, *Einstürzende Neubauten* und eine Session mit Trommeln Marke Eigenbau aus Metallschrott.

Und immer Geschrei wegen der Unordnung, im Spülbecken türmte sich der Abwasch, der roch atemberaubend, aber niemand wagte mehr, den Geschirrberg abzutragen, aus Furcht vor der Vegetation darunter.

Sam fand das widerlich, aber nur um in den Genuss einer aufgeräumten Küche zu kommen, wollte sie nicht bei Menschen bleiben, die ihr Leben mit Hilfe hässlicher Gefühle zu bezwingen versuchten. Sie zog die hässliche Küche vor – bei Menschen, die sich bemühten, mit aufgeräumtem Kopf ihr Leben zu betrachten.

So stand sie mit chlorblondiertem Irokesenschnitt inmitten dieser Aufführung, holte ihre eigene Kanne vom Regal und goss in aller Ruhe, meistens summend, ihren Pfefferminztee auf.

Kam sie zurück ins Zimmer, lümmelte sich Marlon auf dem Hochbett, hatte den uralten Fernsehapparat angeschaltet, glotzte gelangweilt, wie die kaputte Bildröhre das Bild gummiartig dehnte und streckte, hörte dazu *Blixa Bargeld*, denn Ton gab der Fernseher schon lange nicht mehr von sich, und das *Risiko*, die legendäre Bar unter den Schöneberger Yorkbrücken, hatte soeben zugemacht.

Roch Marlon den Pfefferminztee, war das Maß voll. Statt über Nacht in seiner Lieblingsbar gegenüber abzustiegen, jetzt also Lazarett?

Er drehte die Musik so laut, bis Klopfzeichen von der Wand zum Nachbarzimmer kamen.

»Lazarett, ach was!«, geiferte Marlon, »Behindertenheim, das trifft es!«

Nebenan wurde jetzt auch aufgedreht, Marlon zog nach. Sam versuchte, über den Unsinn der nun beginnenden Rallye hinwegzusehen, sie hatte zu diesem Zeitpunkt bereits begriffen, dass es ohne Konkurrenzkampf nicht ging, nirgends, auch nicht im besetzten Haus.

So ließ sie Marlon und dem Kerl aus dem Nachbarzimmer und natürlich auch dem aus dem Zimmer darunter, von wo jetzt unrhythmische Getrommel anhub, das Vergnügen am Wettstreit um den avantgardistischsten Radau im Haus.

Just in diesem Moment rief aus Paderborn die Großmutter an, bei der Sam aufgewachsen war. Die Versorgerin, wie Sam sie nannte, seit sie dem Standquartier ihrer Kindheit und Jugend entkommen war.

Als könnte die alte Dame die Szene durchs Telefon mit ansehen, beschwor sie ihre Enkelin, sie möge zur Vernunft kommen und endlich aufhören, sich die Welt in Fehlfarben auszumalen. Andernfalls würde es böse mit ihr enden, bevor überhaupt irgendetwas begonnen hatte. Wäre es nicht vielmehr an der Zeit, Marlon, den Freund aus großbürgerlichem Hamburger Haus, zu heiraten? Eine gut bezahlte Stelle würde der bald antreten, was das anging, war die Versorgerin zuversichtlich. Unbezahlte Praktika ab drei Jahren bis hin zur Rente waren Mitte der achtziger Jahre noch nicht erfunden.

Dennoch, in die Fußstapfen der Eltern zu treten, war zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend abgeschafft. Wer arbeiten ging, bekam dafür zwar Geld, wer aus großbürgerlichem Haus kam, konnte aber trotzdem oder gerade deshalb verweigern und sich zu den Punks gesellen.

Doch wie auch immer, vor der Hochzeit war es nach Meinung der Versorgerin geboten, dass Sam eine Hauswirtschaftsschule besuchte.

Um gleich zu lernen, wer Herr und wer Hund war, vermutete Sam.

»Und sparen werdet ihr etwas von Marlons Gehalt, hörst du, Samanta!« Auf der Bank in Form eines Bausparvertrags wäre das Geld sicher bis die zwei sich davon ein Häuschen hinstellen wollten. Und wenn dann Nachwuchs käme, würde die junge Mutter sich freuen, einen kleinen Garten ihr Eigen zu nennen ...

»Willkommen in der Hölle!«, stellte Sam dazu fest und legte auf.

Unbekümmert haben sie und Marlon sich am nächsten Morgen im Hof mit einem Wasserschlauch abgespritzt, es gab ja keine Dusche im Haus. Im Sommer tobten die zwei durch den wild bewachsenen Hinterhof, bis der Wind sie trocken gepustet hatte.

Der Muff der Eltern oder auch Großeltern, der sie restumwölkte, war ihr einziges Problem und musste ausgelüftet werden. Ansonsten würde alles gut werden.

§ 2

Sam und Marlon hatten sich noch in den Achtzigern getrennt, aber sind bis heute in unmittelbarer Nähe des anderen geblieben. Obwohl er die Ansichten von ihr unerträglich findet und umgekehrt. Zum Beispiel ihre Kapitalismus-Schelte.

»Geradezu lächerlich für eine Künstlerin!«, stellt Marlon immer wieder fest. Eine Künstlerin bräuchte entweder Käufer mit Kohle oder den kapitalistischen Staat, der sie durchzöge.

»Oder eine sozialistische Gesellschaft, die gerecht verteilt«, wirft Sam an dem Punkt ein, aber das erheitert Marlon nur noch mehr.

Ja, das will er sehen! Genossin Wellner verschönert die Wände eines volkseigenen Betriebs. Genossin Wellner, ihres Zeichens Eigenbrötlerin, erliegt einer Nervenschwäche, weil beim Wändeverschönern kollektiv auf sie eingeredet wird. Von jedem, der seine Verbesserungsvorschläge einbringen möchte.

Sam hört schon jetzt nicht mehr hin.

Marlon hingegen meint, innerhalb der letzten Jahre begriffen zu haben, dass der Kapitalismus, so wie er ausgearbeitet ist, zwar nichts taugt, aber funktionieren dürfte, wenn man sich einen Katalog voll Regeln überlegen würde.

»Vollkommene Gleichheit und Gerechtigkeit wird es nicht geben, nie, nimm es hin, Sammy! Schon gar nicht mit Menschen wie den unseren, die kaum etwas mehr lieben, als einen Gott oder wenigstens ein paar Chefs über

sich zu stellen, die festlegen zu lassen, was gerecht oder ungerecht ist, um sie dann dafür zu hassen oder anzubeten.«

»Das bedeutet?«, will Sam wissen. »Am besten gleich das Feld den Chefs und Göttern überlassen?«

»Falsche Fährte«, winkt Marlon ab. »Schau dir mal die Zwanzigjährigen von heute an, die wissen Bescheid!« Er grinst spöttisch. »Weil ihnen beigebracht wurde, dass nur Verlierer und zu belächelnde Figuren Gerechtigkeit einfordern, und zwar ohne zu kapieren, was Gerechtigkeit überhaupt ist.«

Damit ist Marlon bei seinem Thema der letzten Monate angelangt: Der ausgeartete Kapitalismus, Berlin und seine jungen Einwanderer. Auch in seiner Diplomarbeit hat er sich dazu Gedanken gemacht, es lässt ihn nicht mehr los. Ein spätes Studium war das, aber dazu später.

In Marlons Diplomarbeit jedenfalls heißt es, Lohn für Arbeit sowie sicheres Geld auf der Bank gehörten jetzt zu den Auslaufmodellen. Dass es tief abwärts gehen kann, habe die Jugend von heute, die nach Berlin strömt, kapiert. Folgerichtig, dass sie die Hölle und deren Bewohner nunmehr ganz woanders verorte:

Über einigen der neuen Neuköllner Trinkstätten mit Rauchverbot zum Beispiel, in Etage eins bis vier. Da saßen in den letzten unsanierten, verqualmten Wohnungen auf zerschlissenen Polstermöbeln die noch nicht an den Stadtrand oder auf die Straße vertriebenen Einheimischen, die die Tücken der sozialen Marktwirtschaft unterschätzt, stattdessen auf die eigene antiquierte Auslegung von Gerechtigkeit gesetzt hätten.

Darunter hocke der eingewanderte Zwanzigjährige von heute, ebenfalls auf einem Sofa mit ramponiertem Blümchen-Bezug, das jedoch neu hergestellt und für den Angst-Look tüchtig geschunden worden sei.

Man schwafele sich die Panik vor dem Absturz der Eltern von der Seele, dazu eine Flasche mexikanisches Bier oder Matebrause, die man sich selbst aus der Kiste nehme.

Zwei Euro sollen dafür in die Blechbüchse auf dem Tisch. So viel in einen gesetztes Vertrauen mache stolz, da zahle man.

Hin und wieder schaue der Pächter des Kellers nach dem rechten und wechsele die CD. Komme just in dem Moment jemand auf der Suche nach Arbeit herein, bedauere der Pächter, dass Personal heutzutage zu teuer sei. Im Übrigen unnötig, wie jeder sehen könne.

Weiter geht es in Marlons Diplomarbeit noch mit einem Kapitel über Konfliktlösungsmodelle der modernen Zwanzigjährigen: Kämpfen, treten, versuchen, den Fressfeind auszuhungern. Zurück zu den Ursprüngen. Dekadenz war gestern, Regeln vorgestern.

So viel dazu. Marlon hat die schriftliche Prüfung bestanden.

§ 3

Noch einmal zurück in die 1980er Jahre: Sam und Marlon hatten soeben beschlossen, sich als Singles zu versuchen. Sicherheitshalber in nebeneinander gelegenen Stadtbezirken.

Marlon lebt seitdem und bis heute in Kreuzberg und verdingte sich bis 2008 als Barkeeper in verschiedenen Westberliner Szenebars.

Sams erste eigene Berliner Wohnung lag im Bezirk Neukölln zwischen Weichselstraße und Weigandufer. Die Hausmeisterfamilie stammte aus der Türkei, ihre Arbeitsteilung war klassisch. Frau Ceylan war für die Sauberkeit von Treppenhaus und Hof zuständig, Herr Ceylan und seine beiden Söhne reparierten und installierten.

»Wenn es Probleme gibt, kommst du zu uns«, instruierte der ältere der Jungs Sam bei ihrem ersten Zusammentreffen am Fahrradschuppen: »Parterre links!« Er deutete zum Hinterhaus und fügte hinzu: »Jederzeit, auch nachts!«

Einmal klingelte Sam tatsächlich. Sie musste die Familie behelligen, weil Wasser aus einem defekten Hauptrohr im hohen Bogen durch ihr Badezimmer spritzte. Zwar passierte das Malheur glücklicherweise nicht mitten in der Nacht, aber immerhin während der Abendessenszeit.

Da die Hausverwaltung lediglich zweimal die Woche eine telefonische Sprechstunde anbot und selbst dann nur ein Band lief, das einen aufforderte, in Notfällen die Feuerwehr zu rufen und alles sonstige schriftlich darzulegen

und an ein obskures Postfach außerhalb von Berlin zu senden, entschied sich Sam also nach einigem Zögern für die Hausmeisterfamilie, denn von besagtem Postfach erhielt man nie eine Rückmeldung, nicht einmal aus Versehen.

Sam versuchte es zunächst auf gut Glück an einer der beiden Türen Hinterhaus Parterre, denn sie konnte rechts und links nicht auseinander halten und Namensschilder gab es keine. Sie erwischte die falsche Wohnung:

Wie die meisten anderen Wohnungen im Haus stand die leer, sah man von dem Gerümpel ab, das aus dem Flur quoll. Die Etagentür war nur angelehnt, wie Sam schnell feststellte, und ließ sich auch nicht mehr schließen. Zwischen den Bodendielen vorne im Eingangsbereich wuchsen Farn und Moos. Gut, dann gegenüber.

Als dort geöffnet wurde begriff Sam, dass sie beim Essen oder zumindest bei den Vorbereitungen dazu störte. Köstlicher Duft zog aus Richtung Küche in den Hausflur.

Verlegen und unter großen Entschuldigungen skizzierte sie die Angelegenheit mit dem undichten Rohr und man versicherte ihr sogleich, dass sie überhaupt nicht ungelegen käme. Offenbar war Familie Ceylan Tag und Nacht auf derartige Überfälle vorbereitet.

Beide Söhne kamen mit an den Ort des Unglücks, bewaffnet mit einer Plastiktüte und einer Rolle Paketband. Damit erstellte der jüngere eine Art Druckverband um das gebrochene Rohr, worauf das Wasser nicht mehr ins Badezimmer spritzte, sondern nur noch träufelte. Der ältere telefonierte derweil einen Notdienst herbei, was Sam eigentlich auch hätte einfallen können.

Während sich wenig später der Klempner an dem Rohr zu schaffen machte, wurde Sam mit an den Abendbrotisch der Ceylans gebeten.

Der Anblick des üppigen Mahls auf dem Tisch verwirrte sie. Auch derart prächtige Teppiche an den Wänden hatte Sam in einer Neuköllner Parterrewohnung nicht erwartet.

Einen Augenblick zog sie die Möglichkeiten in Betracht bei reichen Orientalen zu Gast zu sein, die sich aus Exzentrik in einem fast leerstehenden Hinterhaus eine Märchenwohnung wie aus Tausend und einer Nacht eingerichtet hatten.

An einem ganz gewöhnlichen Wochentag ohne Anlass, wie die Familie versicherte, stand hier ein Essen wie beim Großkalifen auf dem Tisch: Platten mit gegrilltem Fleisch und Gemüse, Schalen mit Salaten, ein Teller gefüllter Weinblätter, dazu Fladenbrote, ein Laib Schafskäse, Saucen, eingelegte Peperoni und getrocknete Tomaten. Später gab es Tee, Mandeln und in Zuckersirup getränkte Küchlein.

In armen deutschen Familien servierte man in den 1980er Jahren abends ein Leberwurstbrot, dazu eine saure Gurke. Danach gab es für gern gesehene Gäste Bier und Zigaretten.

Doch die Ceylans schienen tatsächlich nicht vermögend zu sein. Während des Essens erzählte der Vater, niemand aus seiner Verwandtschaft in der Türkei dürfte wissen, dass er und seine Familie in Neukölln wohnten.

Hier lebten doch bloß die Türken, so erklärte er Sam, die es noch nicht geschafft hätten oder nie schaffen wür-

den. Die, die ihre Frauen zwingen, ein Kopftuch zu tragen, und sich weigerten, ihre Töchter zur Schule zu schicken. Die, die nicht lesen und schreiben könnten. Die, die immer noch in einer Fabrik arbeiteten, weil sie nichts anderes gelernt hätten.

Er aber sei in der Türkei zur Schule gegangen, keine Selbstverständlichkeit, wie er ausdrücklich betonte.

Danach habe er in einem Büro gelernt, seine Frau ebenfalls. Seine Söhne sollten einen Abschluss machen und danach eine Ausbildung, dafür würde er sorgen.

Entscheide die Familie eines Tages, zurück in die Türkei zu gehen, könnten die Söhne dort mit einer deutschen Berufsausbildung eine gute Arbeit finden und viel Geld verdienen.

Frau Ceylan und die Jungs nickten zustimmend, aber offenbar war es üblich, dass bei Tisch nur das Familienoberhaupt sprach, von dem auch Sams verstohlener Blick auf einen goldgerahmten Koranvers an der Wand sogleich aufgefangen und durch eine entschiedene Geste beantwortet wurde.

Die deutete Sam dahingehend, dass man trotz Bildung gläubig war, weil alles andere unvorstellbar wäre.

Sowohl der Hausmeisterposten als auch Frau Ceylans diverse Putzstellen waren lediglich eine Übergangssituation, erfuhr Sam. Als türkische Billiglöhner in Deutschland zu leben war für das Ehepaar kein Dauerzustand. Genauso wenig wollte die Familie für immer im billigsten Bezirk von Berlin bleiben.

Das Wort »billig« sprach der Vater mit einer Mischung aus Scham und Verachtung aus. Und im Übrigen – am

Essen spare man nicht, nicht alltags und erst recht nicht an Feiertagen, das würde unglücklich machen.

Herr Ceylan hielt einen Moment inne, wurde aber gleich wieder lebhaft, als die Sprache auf seine Zukunftspläne kam. Die Familie legte Geld zurück für einen Zeitungsladen, wo auch türkische Literatur, orientalischer Tabak und Rauchtensilien verkauft werden sollten, um dann, wenn die Geschäfte liefen, eine Wohnung in einem besseren Bezirk wie beispielsweise Schöneberg oder Nordcharlottenburg anzumieten.

Eine Wohnung, in der es für jedes Familienmitglied ein eigenes Zimmer gäbe, fügte Herr Ceylan hinzu und sah Sam einen Augenblick lang mitleidig an, denn es war ihm offenbar nicht entgangen, dass ihre jeweiligen Geliebten mit in der engen Einzimmerwohnung zwischen Farbtöpfen und Leinwänden lebten.

Sam senkte nachdenklich den Blick, sie litt damals noch nicht unter ihrer Armut, weil alle um sie herum, die noch lernten, studierten, über ihr erstes ernstzunehmendes Werk nachdachten oder den Berufsalltag einfach nur hinauszögerten, um nichts zu überstürzen, arm waren. Was einem aber keineswegs das Leben vermieste. Wenn es einem beliebte, konnte man ja jederzeit einsteigen. Nur jetzt noch nicht.

Und Briefe, fuhr der Hausherr fort, Briefe schickte man momentan noch mit dem Schöneberger Absender von Freunden in die Türkei. Sobald man ebenfalls in Schöneberg eine Wohnung gemietet hätte, würde die Familie aus der Türkei eingeladen werden ...

§ 4

Von zu Hause bis zur Werkstatt *Supramarkt* sind es fünf Minuten Fußweg. Über die Schulter hat Sam sich eine Papierrolle geladen, die so lang ist wie sie selbst.

Ein Auto besitzt sie nicht, nicht mal einen Führerschein. Zwei Mal durchgefallen, rechts und links kann sie immer noch nicht auseinanderhalten und wird es wohl auch nicht mehr lernen.

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen. Nach einigen Bezirks- und Wohnungswechseln lebt Sam wieder in Neukölln zwischen Weichselstraße und Weigandufer, zwei Straßen entfernt von ihrer ersten Berliner Wohnung.

Dort, in der ehemaligen Küche der Ceylans, denen die Flucht aus Neukölln offenbar geglückt ist, wird jetzt Lederkleidung designed. Das Wohnzimmer, in dem einst das herrliche Abendessen stattfand, ist der Verkaufsraum. Die Tiere, die ihre Häute für Jacken und Hosen lassen mussten, haben laut Aushang ein glückliches Freiland-Leben geführt. Garantiert.

Sams erste Berliner Wohnung ist inzwischen die Terrasse eines Dachgeschosslofts. Interessenten werden gerade gesucht. Sam gab sich letzte Woche als eine solche aus, lediglich aus Schabernack.

Die Clownerie endete betrüblich. Für den monatlichen Mietpreis hätte sie, die von jährlich vier bis fünf verkauften Werken und staatlichen Zuschüssen lebt, wie es sich für eine Berliner Künstlerin gehört, ein komfortables Wohnmobil kaufen, es auf einen Campingplatz am Meer

stellen und dort bis an ihr Lebensende wohnen können, hervorragendes Licht zum Malen inklusive.

Der Makler war jedoch zuversichtlich, passende Mieter für sein Objekt begeistern zu können, wobei er das Wörtchen »passend« betonte, als würde er sich hiernach sofort daran machen, alle in seinen Augen unpassenden eigenhändig von der Straße wegzufangen.

»Sehr bald schon wird es soweit sein!«, stellte er mit einem prüfenden Blick auf die frisch gestrichenen Häuserfassaden fest, als er und Sam wieder auf der Straße standen.

»Wohin jetzt mit dem sauer Ersparten, heißt doch das Motto, seit den Banken nicht mehr zu trauen ist!«, frohlockte der Mann weiter, lächelte schal und rückte seinen Haaraufsatz zurecht. »Wem es zu viel Papierkram ist, eine Wohnung zu kaufen, gönnt sich was und mietet eines unserer Top-Objekte!«

Sam sah sich um. Vor ihr lag, entlang Neuköllns Weigandufer, das Epizentrum des internationalen jungen Bürgertums und niederen Adels.

Seit zwei Jahren eröffnete hier Biosupermarkt neben Biocafé und Biofriseur, und immer wieder sprangen agile Figuren aus Möbeltransportern ins Blickfeld. Töchter und Söhne europäischer Kleinanleger bezogen ihr soeben erstandenes Neuköllner Wohneigentum und trieben damit den Preis für verfallenen Altbau in groteske Höhen.

Dass Mieter, die beabsichtigten, sich was zu gönnen, auf diese »spannende Gegend«, wie der Makler das einst achtbare Schmuddel-Neukölln nannte, aufmerksam wür-

den, wäre nur eine Frage der Zeit. International sei es hier ja bereits.

»Zumindest größtenteils«, fügte der Makler hinzu und warf einen kurzen aber vielsagenden Blick herüber zum wohlbeleibten Privatier Gerd Erwärmung. Der hockte wie seit Jahren auf seinem Mäuerchen vor dem Grünstreifen Weichselplatz, kramte in seiner Plastiktüte voller Habseligkeiten und beförderte schließlich ein Morgenbier zutage.

Als er Sam bemerkte, prostete er ihr zu. Sam winkte zurück, der Makler schaute zur Seite, dachte einen Moment nach, offenbar ergebnislos, und verabschiedete sich dann.

§ 5

Marlon zündet sich einen Joint an. Letzten Freitag hat er sein spätes Studium beendet. Jetzt ist er Sozialarbeiter. Und noch zwanzig Jahre bis zur Rente!

Darauf raucht Sam, die nie studiert hat und nicht weiß, ob sie mit Uni-Abschluss heute froher wäre oder nicht, gern einen Joint mit.

Da nun auch die mündliche Prüfung bestanden ist, wird es Marlon mulmig zumute. Er bläst wabernde Ringe gegen Sams Küchenwand.

Seit ein paar Wochen leidet er unter eigentümlichen Zuckungen in den Beinen, abends, im Bett. Kaum ist das Licht aus, geht es los. Die Beine scheinen rennen zu wollen, zittern regelrecht vor Lust darauf. Warum nur?

Marlon hatte zunächst eine Erklärung dafür, die so banal wie naheliegend klang. Er lachte verlegen. Das Berufsleben stände vor der Tür. Er musste sich ja schon einmal in Sicherheit bringen, damals, vor der Wehrpflicht. Vielleicht sei der Bewegungsdrang der Beine ein weiterer Fluchtversuch?

Nein, wie er nur auf so etwas käme, meinte Sam vorgestern noch. Marlon war empört, wollte ernst genommen werden.

Selbstdiagnosen hielt sie für gefährlich, antwortet Sam. Besser sofort zum Arzt bei solchen Symptomen!

Ob für einen, der über die Hälfte seines Lebens nicht viel anderes getrieben hatte, als hinter den Theken der Stadt Drinks zu mixen und an Bartüren zu bestimmen,

wer hereinkommen darf und wer woanders trinken soll, ein Job als Familienhelfer in Vollzeit das Wahre wäre, fragte sie sich von Anfang an. So einer sollte jetzt junge, bereits gestrauchelte Familien in die Gesellschaft, die auf sie piff, zurückführen?

Marlon nimmt einen kräftigen Zug vom Joint.

Die Zuckungen hätten keine körperlichen Ursachen, beteuerte gestern sein Arzt nach ausgiebiger Untersuchung. Hatte Marlon sich ja gedacht. Da er aber stets um seine Gesundheit besorgt ist, brauchte er diese Diagnose trotzdem, hörte also bereitwillig auf Sams Rat.

Die will es jetzt mal mit positivem Denken versuchen. Zwar fand sie das schon immer albern, hat aber dennoch Talent dafür entwickelt.

Das ist auch nötig für ihre Rekapitalisierungsanträge im Jobcenter Neukölln. Einen Plan B schmiedete sie übrigens nie. Mehr noch. Jeder Plan B war von jeher strengstens verboten. Wäre er erlaubt gewesen, hätte Sam stets befürchtet, sich nicht genug Mühe zu geben, in ihrer Werkstatt *Supramarkt* jeden weiteren Plan A auszuführen.

»Was ist ein Barmann anderes als ein Sozialpädagoge?«, versucht sie also Marlon aufzumuntern. »Und außerdem ... Jetzt kannst du ja Soldaten für deinen Kapitalismus mit Regeln heran drillen! Kaum anzunehmen, dass deine Trinker sich das hätten bieten lassen«, giggelt sie, nicht etwa weil die Angelegenheit lustig wäre, sondern vielmehr weil Sam so gutes Marihuana nicht gewöhnt ist.

Als sie ihr Gekicher wahrnimmt, versucht sie sofort, sich ein wenig zu mäßigen. Schließlich will sie ihrem alten Freund überzeugend zu verstehen geben, dass er ja auch

nicht ganz vom Ursprungsplan abgekommen ist, falls man seinen Daseinsentwurf, ein unterhaltsames Leben im Kreise vieler Menschen führen zu wollen, als Plan bezeichnen möchte.

Seine alte Lieblingspose fällt ihr ein: Arm auf dem Tresen, die rechte Hand stützte das Kinn ab, hoch konzentriert hörte er sich die Sorgen und Nöte seiner Stammtrinker an.

Sam verfällt schon wieder in zwanghaftes Gekicher ... All diesen Trunkenbolden war Liebeskummer zwischen Mann und Frau oder auch unverschuldete Einsamkeit und Armut stets viel zu gewöhnlich:

Marlons Stammtrinker verliebten sich in Transsexuelle, die sich gerade hatten umbauen lassen und noch nicht wussten, welchem Geschlecht sie sich nun zuneigen wollten.

Marlons Stammtrinker waren einsam, weil sie niemanden in ihrer Nähe ertrugen und dennoch nachts loszogen, um *den* Seelenverwandten kennenzulernen, sobald sie wieder alle potenziellen Anwärter des letzten Monats durch geschickt portionierte Gehässigkeiten vergrault hatten.

Und Marlons Stammtrinker waren arm, wie es sich gehörte für Künstler der Subkultur, die Werke produzierten, die die breite Masse nicht verstand und auch gar nicht verstehen sollte.

Auf diese Weise hatte Marlon am Ende einer jeden Schicht, also bei Sonnenaufgang, wieder alle möglichen Facetten menschlichen Elends und Scheiterns kennengelernt. Nur diese beiden kaum:

Angst vor bürgerlicher Ächtung und Angst vor dem Absturz.

Diese Befürchtungen gingen unter denen, die in den schwingenden 1960er Jahren geboren wurden und, kaum volljährig, nach Berlin West emigriert waren, lange Zeit nicht um. Wohin denn stürzen?

Die Jugendmythen vom dicht geknüpften Sicherheitsnetz im Allgemeinen und dem nie endenden Sonderstatus der einst abgeriegelten Stadt im Besonderen sedierten lange. Bis zu dem Moment, als plötzlich Banken die Fürsorge des Volkes einforderten, alte Mütterchen in Kreuzberger Mülleimern nach Pfandflaschen gruben und westdeutsche Kolonisten der ersten Stunde aus ihren Wohnungen vertrieben wurden.

Da hatte es Marlon dann erwischt. Mit ersten Falten auf seiner Stirn, entdeckt im grellen Licht der *KaDeWe*-Herrentoilette, ging es los.

Ab sofort schaute Marlon auch zuhause genauer hin, kapierte, dass das schummerige Licht in seiner Parterrewohnung nicht verhindern konnte, dass der Mieter alterte.

Die goldene Westberliner Vorwendezeit war vorbei. Schon lange. Die ganze Welt war bereits in die vereinigte Stadt geströmt, jetzt, wo keine Gefahr mehr lauerte, wieder ein Sieg über den Kommunismus errungen worden war.

Seltsam, Marlon hatte jahrelang nicht bemerkt, wie sein Refugium Stück für Stück eingenommen wurde. Oder es nicht bemerken wollen?

Wie auch immer, plötzlich begriff er, dass er in einer europäischen Großstadt wie jeder anderen lebte, ohne Sonderstatus und antikapitalistischem Schutzwall. Ein weiterer Versuch, die himmlischen 1980er Jahre auch nur noch einen Zentimeter zu dehnen, würde zwecklos sein. Die Materie war zu dünn geworden, knitterte stark, bei der nächsten Bewegung könnte sie reißen.

Ab dann ging alles recht schnell: Nur wenige Wochen später legte sich auch die Haut um die Mundwinkel herum in Falten, ebenso die unter den Augen.

Marlon, der Barkeeper, war niedergeschmettert. Für jemanden mit seiner Berufung waren Falten alles andere als sexy. Gut, einem Hotelbarkeeper mit Hemdkragen und Fliege konnten ein paar Falten oder graue Schläfen nichts anhaben, der stand ja sturzgeschützt hinter altersgerechter Theke und bediente halbtote Kulturdominante auf Geschäftsreise oder »After-Work«, da war eh alles egal, da waren alle von vorne herein vergoren im Kopf, aber in Marlons Metier, Barkeeper in der subkulturellen Szene, war man mit Falten im Gesicht ein armes zerknittertes Kind, dessen sich entledigt werden musste.

Sam verblüffte das. Ausgerechnet Leute wie Marlons Trinker, die sich stets voller Empörung gegen das Diktat wehrten, profitabel zu sein, ordinären Schönheitsidealen zu genügen und funktionieren zu müssen, gestanden so einem wichtigen Menschen in ihrem Leben wie dem Barman nicht einmal zu, dass er ganz einfach den Naturgesetzen unterlag?

Sam äußerte den Verdacht, Marlons Trinker würden sich möglicherweise davor fürchten, in einen Spiegel zu

blicken, wovor sie sich selbst, wenn sie ehrlich war, ebenfalls nicht nur fürchtete, sondern geradezu gruselte.

Marlon antwortete knapp: Sams pseudo-psychologische Betrachtungen seien rührend aber flach.

Tatsache war aber, es musste sich etwas in seiner beruflichen Laufbahn ändern.

Als erstes gab er Sam zu verstehen, dass es kein gutes Ende mit ihr nehmen würde.

»Herrje, Sammy, in dieser Stadt, wo nach wie vor jeder zweite glaubt, Künstler zu sein, willst du groß herauskommen? Fang jetzt mal was Altersgerechtes an, es wird höchste Zeit! Die Berufsbezeichnung Künstlerin ist geschützt, seit Berlin sich feinmacht. Erst ab einem sechsstelligen Jahreseinkommen darf man sich jetzt offiziell so betiteln.«

Sam hielt nichts von derartigen Modeerscheinungen. Und aufs große Rauskommen konnte man nicht hinarbeiten. Fand sie nach wie vor. Wie sollte man das denn bewerkstelligen – hinarbeiten auf einen nach der Chaostheorie ausgelösten Ansturm von Galerien, danach Sammlern auf die eigenen Werke, bis derjenige auftauchte, der feststellte, dass der Kaiser nackt sei?

Sam fand es zu riskant, sich auf höhere Gewalt zu verlassen. Und so verließ sie sich nur auf sich und das, was jahrelang in Berlin gezogen hatte, den Authentizitätsfaktor. Sam tat das, was ihr lag, nur das, und nichts anderes.

»Das tun, was dir liegt? Vergiss es! Das wollen alle«, vermeldete Marlon.

»Warum tun sie es dann nicht?«

Marlon blieb Sam eine Antwort schuldig, prophezeite ihr den baldigen Hungertod und schrieb sich selbst an der Hochschule für Sozialpädagogik ein.

Okay, die Nummer war nicht neu, Sam kannte das schon. Wenn Leute spürten, dass ihr Leben so wie es war, nicht geölt weiterlaufen würde, bildeten sie stets zwei Gruppen. Die erste ging vor die Hunde, die zweite Gruppe, Thronfolger aus gutem Haus, fing einen Job im sozialen Bereich an, weil das dem Leben einen Sinn geben würde, musste, bis die Erbschaft kam.

Sam zieht noch mal tüchtig am Joint, obwohl sie kurz davor ist umzukippen. Sie legt sicherheitshalber schon mal die Beine hoch. Auf den Küchentisch. So ist es besser.

Inmitten der alten illustren Trinkerrunde hinter seinem Bar-Tresen sieht sie immer noch Marlon.

Zu diesem Zeitpunkt stets gut gelaunt, erfreute er sich an den Erlebnisberichten seiner Gäste, erteilte Ratschläge, sprach Mut und Trost zu. Liebte es, immer über jeden im Bilde zu sein. Aber darüber hinaus visierte er für sich kein höheres Ziel an, was ihn allerseits hoch beliebt machte.

Neuer Job, aber dennoch bliebe es im Kern beim Alten, beruhigt Sam. Trotz oder wegen des ungewöhnlich guten Dope-Rausches sagt sie das im vollen Bewusstsein, zu lügen:

Marlons neue Schützlinge haben sich im Gegensatz zu den Künstlern und Trinkern ihre Rollen nicht selbst ausgesucht.

Marlons neue Schützlinge wird man auch nicht mehr mitspielen lassen, im Gegensatz zu Marlons früheren Schützlingen, die die Regeln zwar ignorierten, aber doch

jederzeit kannten, und im Übrigen größtenteils sexy waren, eine Eigenschaft, die Marlon von je her bei Laune hielt.

Er würde doch lediglich in den Tagesdienst wechseln, stellt Sam so harmlos wie möglich fest. Sie hält die Luft an, um nicht schon wieder loszugiggeln.

»Besagter Sozialdienst hätte Vorteile«, gluckst sie halb erstickt hervor. Sonnenlicht und Nachtschlaf seien zwei davon. Aber das Wichtigste: Marlon müsse nachts nicht mehr die Belagerer vertreiben. Die, die in den letzten alt-ingesessenen Szene-Bars, dort, wo noch Personal die Getränke ausschenkt, unerwünscht wären. Aber diesen Dauerwürsten zu sagen, dass sie verschwinden sollen, wenn schon nicht aus der Stadt, dann zumindest aus den Trinkstätten der Eingeborenen, ist eben eine heikle Sache. Hin und wieder trifft es die Falschen, dann gibt es Ärger.

»Denk an letzte Woche!«, erinnert Sam, »ich sage nur: *Kapelle!*«

Dort, an der Bartür eben jener *Kapelle* ließ man letzte Woche einen Inder abblitzen. Sein alberner Designeranzug sowie seine energetische Ausstrahlung deuteten darauf hin, dass er in die Stadt gekommen war, um etwas zu erleben, also gekommen war, um den Eingeborenen, die unter sich bleiben und ihre Depressionen ob der Entwicklung der Stadt pflegen wollten, auf die Nerven zu gehen.

Der Türsteher drückte dem vermeintlichen Touristen einen Zettel mit der Adresse einer Touristenbar am Maybachufer in die Hand und knallte ihm die Tür vor der Nase zu.

Nein, halt, vorher machte er den Eindringling noch darauf aufmerksam, dass dort, in eben jener Kaschemme am Maybachufer zweimal die Woche eine Performance geboten würde: Echte Berliner Künstler schlugen je drei echte Berliner Eisennägel in eine verschimmelte Wand. »Spannend was, du Berlinentdecker? Haste zuhause was zu erzählen!«

Wie sich gleich am nächsten Tag in Form einer Anzeige wegen Fremdenfeindlichkeit gegen den Betreiber der *Kapelle* herausstellte, war der Inder im angrenzenden Schöneberg heimisch, und das seit mehr als zehn Jahren. Den Anzug trug er nur dieser Tage, und zwar deshalb, weil er seiner aus Tower Hamlets angereisten Familie, die er vier Tage durch alle Berliner Bezirke geführt hatte, zeigen wollte, dass er es in Deutschland über die Grundsicherung hinaus gebracht hatte.

»Die große Zeit der Barmänner und Türsteher ist vorbei«, gibt Sam zu bedenken und zieht ein letztes Mal am Joint. »In Berlin hat die Ära der Rollkoffer und Selbstbedienungsbars begonnen.«

Marlon nickt und ist sich dennoch nicht sicher, ob ihm der Wechsel seines Einsatzortes bekommen wird. Mit Recht. Es wird hart werden. Es wird verdammt hart werden für ihn.

Aber Sam sieht keinen Grund, ihm das jetzt schon zu verheißen.

Seit Adams Zeiten: der Ärger beginnt mit einem faulen Apfel. Dies wird Ma-
lerin Sam klar, als ihr Kunstraum dem
Saftladen »Apple & Fikon« weichen
soll. Ihr Kollege Micky dagegen wurde
gerade aus seiner Wohnung saniert.
Die Tage in Neukölln scheinen gezahlt und
im neuen Revier der App-Consultler
und Baristas kein Platz mehr für Pre-
karianer zu sein. Sam, Micky und auch
die Nachbarin Frau Stift ringen um ihre
Existenzen. Doch bei einem Superpro-
visorium wird der Gegenpartei erst
nachträglich Gehör gewährt.

ISBN 978-3-86286-032-6



14,80€ (D)

www.michasonundmay.de